

PASCAL DESSAINT
VERLORENER HORIZONT



ROMAN NOIR

polar
VERLAG



Pascal Dessaint

Verlorener Horizont

Roman

Aus dem Französischen von Ronald Voullié und
Beate Braumann
Herausgegeben von Wolfgang Franßen

Polar Verlag

Originaltitel: L'HORIZON QUI NOUS MANQUE
Copyright: © 2019, Editions Payot & Rivages

Deutsche Erstausgabe, 1. Auflage 2021
Aus dem Französischen von Ronald Voullié und Beate Braumann
Mit einem Nachwort von Ute Cohen

© 2021 Polar Verlag e. K., Stuttgart
www.polar-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) oder unter Verwendung elektronischer Systeme ohne schriftliche Genehmigung des Verlags verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Redaktion: Jutta Nickel/Nadine Helms
Umschlaggestaltung: Robert Neth, Britta Kuhlmann
Coverfoto: © MaciejBledowski / Adobe Stock
Autorenfoto: © Isabelle Hochart
Satz/Layout: Martina Stolzmann
Gesetzt aus Adobe Garamond PostScript, InDesign
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck, Deutschland

ISBN: 978-3-948392-32-1
eISBN: 978-3-948392-33-8

*Même en plein soleil
on est toujours loin du soleil*
Dominique A

*Alors peu à peu sa folie
a pris le pli du paysage*
Tanguy Viel

Inhalt

EINS

- 1 Anatole ist ungeduldig
- 2 Cochon Noir
- 3 Nach uns die Sintflut!
- 4 Die Eule
- 5 Ein kleiner Gedanke an Jean Gabin
- 6 Mama!
- 7 Das Porträt von Stalin

ZWEI

- 8 Jede Jahreszeit erfreut auf ihre Weise!
- 9 Ein Tiger im Wohnwagen
- 10 Ein Polizist taucht auf
- 11 Selbst der Präsident nutzt seine Unterhosen ab
- 12 Loïks Flucht
- 13 Besuch bei der Mutter
- 14 Wenn wir den Mut hätten

DREI

- 15 Wir werden alle Vögel töten
- 16 Das Herz verhärtet sich
- 17 Die Qualen des Konsums
- 18 Vom Einkaufen zurück
- 19 Ein bisschen Liebe
- 20 Die Hamburger-Technik

VIER

- 21 Wie ein Albatros!

22 Es ist hart, ein Held zu sein

23 Frühstück mit den Onkeln

24 Jules' Gefühl von Scham

25 Beinahe ...

26 Schuldig

FÜNF

27 Mies, mies, mies

28 Du erwartest die Liebe, es kommt der Tod

29 Ein Fahrzeug inmitten der Hütten

30 Befragung der Nachbarschaft auf die sanfte Tour

31 Loïks Abschied

32 Die Eröffnung der Jagd

Danksagungen

Die Macht der Schatten

Ein Nachwort von Ute Cohen

EINS

1

Anatole ist ungeduldig

Am Abend nahm Anatole seine Vögel häufig heraus, seine schlecht gemachten Vögel, die mit einem stumpfen Meißel aus einem Stück Treibholz geschnitzt und mit kräftigen Farben bemalt waren, wenig realistisch wirkten, aber, so hoffte er, trotzdem zu täuschen vermochten. Als ich mich eines Tages darüber lustig machte, erwiderte er:

»Und du, was ist mir dir, gibt es in deinem Leben eigentlich irgendetwas, worauf du dich verlassen kannst?«

»Nein ... Abgesehen davon, dass ich ständig in einer Zwickmühle stecke und mir nur die Wahl zwischen dem einen oder dem anderen Übel bleibt.«

»Also, es ist eben alles so, wie ich es haben will, auch meine Vögel sind so, wie ich sie haben will. Macht nichts, wenn das an meiner Ungeschicklichkeit liegt.«

Anatole legte viel Herzblut hinein, aber keiner seiner Vögel war gelungen. Brachvögel sahen aus wie Reiher, Kiebitze wie Tauben. Hartnäckig hatte er darauf bestanden, dass es auf Schönheit nicht ankäme. Es war nicht die Länge des Schnabels oder die Farbe des Schwanzgefieders, was die echten Vögel anzog, sondern die Haltung zählte, die Art, wie sie auftraten, nicht mehr und nicht weniger. Allerdings schien es, als würden sich nur wenige Zugvögel hereinlegen lassen.

Es war eine Jahreszeit mit starkem Tidenhub. Die Eröffnung der Jagdsaison stand unmittelbar bevor, und Anatole traf Vorbereitungen. Er steckte seine Lockvögel in den Sand, betrachtete sie ein Weilchen und drehte sich dann in Richtung Meer, das nicht immer in Sichtweite war. Das Meer zog sich hier manchmal so weit zurück, dass man denken konnte, man würde die Wellen, die längst mit dem Hitzenebel verschmolzen waren, niemals erreichen – selbst wenn man Stunden rennen würde, einen ganzen Tag lang, bis einem die Luft ausging. Nur die unablässig vorbeiziehenden Fähren und Frachter bewiesen, dass das Meer noch existierte. Die großen Schiffe hoben sich vom dunstigen Himmel ab. Sie begegneten sich, und es wirkte so, als ob sie nicht auf dem Wasser, sondern direkt auf dem Watt gleiten würden, inmitten von Strandseglern und Strandreitern. Schöne, spektakuläre und erschreckende Illusion! Bei Flut nahm das Meer die ganze Weite wieder ein, ohne dabei tief zu werden, sodass man sich noch Hunderte von Metern zu Fuß hinauswagen konnte, als ob man auf dem Wasser liefe, ohne weiter als bis zu den Waden nass zu werden.

In diesem Moment wurde die Silhouette eines Wurmsuchers auf dem glitzernden Sand immer kleiner. Bald würde er im Dunst und vor den Wellen verschwinden.

Wenn er seine geschnitzten Vögel nicht herausholte, schloss Anatole sich in der Garage ein. In der Hierarchie der Jäger stand Anatole auf der untersten Stufe. Er war dazu verdammt, am Strand zu jagen. Er träumte nicht mehr davon, eines Tages eine in den Sand eingegrabene Hütte zu besitzen, eine schöne Hütte mit einem Teich, auf dem sich erschöpfte Enten abknallen ließen. Eine Ente, sogar eine Knäkente, war fatter als ein Strandläufer oder eine Schnepfe.

Von nun an stemmte Anatole sich mit guter Arbeit gegen das böse Spiel! Jedes Jahr machte er sich mit Inbrunst wieder ans Werk, aus Not, aus Vergnügen, aber auch, wie er nachdrücklich behauptete, aus sozialer Gerechtigkeit. Es sollte ihn bloß niemand für einen Jammerlappen halten. Fast alle Strandjäger benutzten einen einfachen Schutzschirm, der den Elementen schlecht trotzte. Anatole war auf die Idee gekommen, eine mobile Hütte zu bauen, eine Art Kasten, ungefähr so groß wie ein Klavier, auf Rädern und mit einem Riemen ausgestattet, damit man sie hinter sich herziehen konnte. Am Ort seiner Wahl angekommen, öffnete er den Kasten, an dem eine Schießscharte angebracht war, verteilte seine schlecht gemachten Vögel – und dann wartete er, gut geschützt vor dem Wind. Im Laufe der Zeit hatte er einige Verbesserungen vorgenommen, vor allem kleine Fächer eingebaut, in denen er seine Patronen verstaute, etwas Werkzeug, einen kleinen Imbiss und Bier. Diese Konstruktion war schwer, bei Wind und im feuchten Sand mühsam zu bewegen, aber sie machte was her.

Anatole hoffte, bald fertig zu sein. Während er auf die Eröffnung der Jagd wartete, arbeitete er, ohne Blicken ausgesetzt zu sein. Er schnitt, sägte, hobelte, nagelte oder schraubte. Ersetzte hier ein Brett, entrostete dort ein Scharnier. Die Feuchtigkeit und das Salz zerfraßen Holz und Metall. Er würde dem Ganzen noch einen schönen Tarnanstrich verpassen. Wenn er erst damit fertig wäre und die Garagentore öffnete, na, das würde eine Show geben!

Die auf einem Rasenstück aufgestellte Garage bildete den Mittelpunkt einer Galaxie, die aus drei Planeten bestand: der Frittenbude, Anatoles Wohnmobil und meinem Wohnwagen. Um seine Behausung wie ein Chalet aussehen zu lassen, hatte Anatole sie mit Holzlatten verkleidet und

das Dach marineblau gestrichen. Mein Wohnwagen, der über allerlei Komfort verfügte, kostete mich nur fünfzig Euro im Monat, das war geschenkt, und manchmal zahlte ich auch gar nichts; das hing davon ab, ob Anatole übel gelaunt war oder nicht.

Ich war auf das Schild aufmerksam geworden, das am Drahtzaun angebracht war. Dann brauchte ich etwas Glück. Anatole hatte mich gefragt, ob ich wirklich in einem Wohnwagen leben wollte, als ob sein Schild nur ein Witz wäre und ich verrückt genug, keine Angst vor einem alten Bock wie ihm zu haben. Im ersten Moment war das tatsächlich so, er kam mir ziemlich hinfällig vor, aber dann, im Laufe der Wochen und Monate, sollte ich ihn immer jünger finden, und es sollte mir nicht gelingen, diesen Zauber zu begreifen.

»Ich brauche einen Unterschlupf. Sofort.«

»Muss ich dir wohl abnehmen ...«

Und ohne jeglichen Übergang hatte er mir eine Frage gestellt, die mich etwas aus der Fassung brachte und sofort Vertrauen entstehen ließ:

»Hast du eine Mutter?«

»Sie ist sauer, weil ich dort unten im ›Dschungel‹ geholfen habe.«

»Mag sie keine Menschen?«

»Nicht alle.«

»Also im Grunde so wie jeder ...«

Anatole hatte sich den Schädel gekratzt. Er war eine Stufe vom Wohnmobil heruntergekommen. Hinter ihm an der Wand konnte ich drei Gewehre auf einem Ständer sehen.

»Du bist reichlich jung für das hier«, hatte er hinzugefügt.

»Man muss nicht alt sein, um sich ins Unglück zu stürzen.«

Ich hatte sogar gedacht, dass ich ganz allein mit dem gesamten Unglück der Erde fertigwerden könnte. Ich hatte die Tür der Schulbehörde hinter mir zugeschlagen und mich dieser NGO angeschlossen, die neben anderen Aufgaben Französischkurse organisierte. Damit hatte ich mich nicht begnügt, und so saß ich eines Tages mitten inmitten all der Gesichter, die mir seltsam vertraut vorkamen, zwischen vom Wind aufgeblähten Zelten, beschädigten Bäumen, überbordenden Abfallhaufen auf dem platt getretenen Schlamm und dennoch mit viel Hoffnung. Ich hatte mich nicht mehr bewegt, jemand hatte mir eine Hand auf die Schulter gelegt, und ich hatte angefangen zu weinen.

»Das macht fünfzig Euro pro Monat.«

»Ich heiße Lucille, bin 26 Jahre alt, und ich bin müde vom Leben.«

»Na gut, dann ist es jetzt so!«

Warten macht nervös. Oder vielleicht hatte Anatole die Nase voll von seinen aus Treibholz geschnitzten Vögeln. Er räumte sie weg und ging in sein falsches Chalet mit dem marineblauen Dach zurück.

Warten macht nervös, ganz bestimmt. Einen Augenblick später lief ein junger Mann den Sandstreifen hinauf, die lange gerade Spur, die quer durch das Watt und zum Strand führte. Vom Aussehen her ähnelte er Thibaut, meinem früheren Liebhaber. Anatole hob einen Vorhang und sah, wie er durch die kranke Thujahecke ging.

Der junge Mann hielt alle zehn Meter an und suchte die Landschaft mit seinem Fernglas ab. Es war Ebbe, und das Watt zeigte sich dank der Salicorne in einer hübschen grünen Farbe. Der Vorhang senkte sich wieder. Anatole nahm ein Gewehr vom Ständer, steckte sich Patronen in die Tasche und ging los.

Unbekannte mit Ferngläsern waren hier nicht gern gesehen. Als ob nichts wäre, verfolgte Anatole den Jungen, der nicht auf der Hut war und zusammenzuckte, als er angesprochen wurde.

»Was suchst du hier mit deinem Glas?«, fragte Anatole schroff.

»Zugvögel. Um diese Zeit gibt es Schwärme von Strandläufern und Regenpfeifern.«

Anatole glaubte zwar, es handele sich um Vögel, die man laut Vorschrift wegen ihrer Größe ohnehin nicht jagen durfte, aber er fragte trotzdem weiter:

»Willst du mir etwa die Jagd vermiesen?«

Der junge Mann ließ sich nichts von einer Verärgerung oder einem unguten Gefühl, das er empfinden mochte, anmerken.

»Die Jagd ist nicht eröffnet«, antwortete er einfach.

»Ja, aber sehr bald.«

»Aber jetzt noch nicht.«

Sie redeten aneinander vorbei. Standen beide auf dem Sandstreifen, Anatole mit umgehängtem Gewehr und der junge Mann, der den Strand mit seinem Fernglas absuchte. Einige Tage vor der Jagd liefen auch andere Jäger mit ihren Gewehren am Strand entlang und peilten die Lage. Das gehörte zum Ritus, zur mentalen Vorbereitung. Anatole schwieg einen Moment, dann fragte er:

»Und was hat es für einen Sinn, Vögel zu beobachten, wenn du sie nicht tötest?«

2

Cochon Noir

Ich war bei Nacht ausgezogen, während meine Mutter schlief. Einige Tage hatte ich mir Vorwürfe gemacht, nicht weil ich gegangen war, sondern weil ich mich heimlich davongeschlichen hatte. Ich hatte nicht viel mitgenommen, kaum mehr, als in den Kofferraum meines Wagens passte.

Anatole war weich geworden, und auch heute noch konnte er manchmal dem Wunsch nicht widerstehen, mir eine Geschichte zu erzählen. Auf diese Weise versuchte er, mich zur Vernunft zu bringen. Vielleicht war das ein Weg, mir die Leviten zu lesen. Ich denke, dass er in gewisser Weise das Recht dazu hatte, wenn man sein Alter bedenkt.

Anatole sprach in ruhigem Ton. Ob ich von der Tragödie gehört hätte, die sich am Cochon Noir ereignet hatte? Gab es Schweine wie Brot oder Schafe? War das ein besonderes Zeichen von Humor oder Ironie? Die Spur einer schlechten Erinnerung oder einer traurigen Verwirrung? Auf der Karte jedenfalls war Cochon Noir einfach nur die Bezeichnung für einen Ort, der ein paar Kilometer von hier entfernt lag und den ein Kanal von der befestigten Stadt trennte. Spärlich besiedelt, einige Weiden und vor allem flache Wiesen und Gräben, zwischen denen man sich nicht gut verstecken konnte.

Anatole beschrieb eine Zeit, die er nicht miterlebt hatte. Es war im Mai 1940, er war noch nicht geboren. Tausende von Zivilisten, ganze Familien, waren zu Fuß, mit dem Fahrrad oder im Karren aus dem nahen Belgien geflohen. Sie machten sich auf den Weg, sie wollten dem Tod

entrinnen. Man erzählte, dass denen, die zurückblieben, das Schlimmste widerfuhr. Man sprach von Kindern, die an Straßenlaternen aufgehängt, von Frauen, die erst vergewaltigt und dann zerstückelt wurden. Alles konnte passieren, und zudem war ihre aussichtslose Flucht bald zu Ende gewesen. Die Mutigsten hatten vielleicht daran gedacht umzukehren, aber das konnte man nicht wissen.

Die Deutschen umzingelten den Küstenstreifen. Sie würden alles besetzen. Es war eine Sache von Stunden. Noch hielten die Franzosen die befestigte Stadt. Sie kontrollierten die Drehbrücke und erließen einen Befehl: Keine Zivilperson durfte passieren. So fanden sich Hunderte von Flüchtigen dort wieder, am Cochon Noir und am Ende ihrer Kräfte. Sie saßen in der Falle. Plötzlich waren Maschinengewehre im Einsatz und kurz danach Panzer. Das Morden hatte begonnen. Blindlings feuerten Geschütze von beiden Seiten. Der Boden war übersät mit Frauen, Kindern und aufgeplatzten Koffern. Erlösung hätte aus der Luft kommen können. Flugzeuge der Alliierten waren tatsächlich aufgetaucht. Franzosen oder Engländer? Wer auch immer, Hauptsache, sie beendeten das Massaker. Doch schnell hatten sie ihre Bomben ziellos auf das gesamte Gebiet abgeworfen.

Inmitten der Überlebenden wurden die Kämpfe fortgeführt. Leichen von Soldaten wurden ins Massengrab gelegt. Die Leichen wurden niemals identifiziert. Später wurden Reihengräber ausgehoben. Es war schön im Mai 1940, sogar sehr heiß. Seit dem Beginn des Blutbads waren einige Tage vergangen, und es stank erbärmlich. Die Deutschen hatten auf die Menschen der Gegend geschossen, die die Toten beraubten. Niemals wieder würde jemand auch nur ein einziges Wort darüber verlieren.

Wir waren unter dem Vorzelt. Feiner Regen fiel. Kleine gelbe Schnecken streckten sich auf den Stängeln verdorrter Pflanzen aus. Wir tranken, ich ziemlich kalte Milch, Anatole einen sehr leichten Anis.

»Kleine Kinder sind tagelang wie Gespenster durch die Gegend geirrt ...«

Was wollte er mir erklären? Dass unsere Gegend auf ganz besondere Weise durch das Unglück gezeichnet war? Dass Flüchtlinge hergekommen waren, und, schlimmer noch, jedes Mal wieder, um dem Krieg zu entgehen. Und das ließ die Einheimischen weniger tolerant und böser erscheinen, als sie sonst waren. Einige profitierten sogar ungeniert davon. Belgier, Sudanesen, Libyer oder Syrier, es würde immer schlecht ausgehen.

»Leute von hier saßen in der Falle. Meine Mutter versteckte sich in einem Keller. Die Baracke über ihr ist hinweggefegt worden. Später zog man sie aus den Ruinen. Ein deutscher Offizier sprach sie an, aber sie blieb stumm. Man hatte ihr gesagt, dass man mit den Boches, also den Deutschen, nicht sprechen solle. Der Typ war allerdings nett ...«

Anatole trank seinen Anis aus und blieb noch ein wenig. Er sagte, dass seine Leber krank sei von dem, was er in der Zeit getrunken hatte, als er Brauereifahrer war. Damals leerte er oft die Reste der Flaschen in den Kästen, die zurückgegeben wurden. Danach hatte er andere Jobs gehabt, und das hatte ihn gerettet. Anatole trank nicht mehr zu viel Alkohol, außer bei seltenen Gelegenheiten.

»Meine Mutter war schwanger, sie hatte meinen Bruder im Bauch, und er wäre nicht geboren, wenn sie unter den Trümmern gestorben wäre. Und ich auch nicht einige Jahre später ... Kannst du dir die Welt ohne mich vorstellen?«

Er lächelte. Noch wagte er es nicht, mir mit der Hand durch die Haare zu streichen, aber das würde bald

kommen.

»Sie geriet zwischen die Fronten, wie all die anderen, zwischen Freund und Feind, man wusste wirklich nicht, wer wer war, sie steckte in der Klemme, könnte man sagen ... Was ich damit ausdrücken will, ist, solange du nicht zwischen zwei Übeln zerquetscht wirst, bist du immer noch am Leben, auch wenn du am Boden liegst, verstehst du?«

»Du kannst dich nicht beklagen ...«

»Nicht mehr als erlaubt ist, Kleine, nicht mehr.«

An einem anderen Tag wies Anatole mit einer vagen Handbewegung nach Westen. Auf dieser Seite, vor dem Hintergrund der fernen Felsen, schienen Fabriken, ein Glockenturm, ein Leuchtturm, Schiffe und Landungsbrücken endlos aneinandergereiht. Zwischen alldem und uns erstreckten sich weite Dünen und das riesige Watt. Anatole musste nicht deutlicher werden.

»Wie weit?«, fragte er, als ob er es nicht selbst wüsste.

»Luftlinie? Drei Kilometer, schätze ich.«

»Und war es so schlimm, wie man sagt?«

»Schlimmer ...«

»Und doch ist nie jemand hierhergekommen ...«

»Das liegt zweifellos daran, dass sie Angst haben, sich zwischen den Hütten zu verlaufen ...«

»Sie wären mit Gewehrkugeln empfangen worden, weißt du? Wir haben nichts gegen Fremde, aber das wäre undenkbar.«

Anatole hatte drei Vögel neu angestrichen. Es wehte ein laues Lüftchen aus Osten, und er stellte sie auf den Rasen, wo sie in gewisser Weise unsere bunt zusammengewürfelten Behausungen schützten. Ich hatte keine andere Wahl, als ihn glauben zu lassen, was er wollte. In diesem Augenblick fand ich die Vögel allerdings noch hässlicher als sonst.

Mit Anatole sollte es mir oft so gehen, dass ich mich sehr anstrengen musste, um mich nicht zu ärgern, und nachträglich würde ich mir zum Trost immer sagen, dass es eben nicht anders möglich war.

»Du musst dich ablenken«, sagte er nach einer langen Pause und legte mir eine Hand aufs Haar, na also, endlich hatte er es gewagt.

Mich ablenken! Ich fragte mich, wie. Der Rat erschien mir unpassend von jemandem, dessen größtes Vergnügen in vielerlei Hinsicht tödlich war und nach langem, angespanntem Abwarten meist in Frust endete.

Ich hatte Anatole schon einmal mit finsterem Gesicht und einem beinahe erloschenen Blick überrascht. Er hatte mich an meinen Vater erinnert, der an seiner Ecke des Tisches geweint und sich dann mit der Erklärung gerechtfertigt hatte, es wäre wegen einer schweren, einer furchtbaren Melancholie, und das hatte mich erschreckt. Waren wir zum Leiden bestimmt? Beinahe hätte ich daran geglaubt. Fatalerweise liebten wir uns auf eine umständliche, mühsame und beängstigende Art und Weise.

Anatoles Hand in meinem Haar erinnerte mich an die Zeit, als ich klein war. Wenn ich einen Kirschkern verschluckte und meine Mutter Angst hatte, mir könnte die Luft wegbleiben und ich könnte ersticken, hätte sie am liebsten so schnell wie möglich die Feuerwehr geholt, während hingegen mein Vater mir den Schädel abtastete, um zu fühlen, ob mir womöglich schon Äste wuchsen. »Auf deinem Kopf wird ein Kirschbaum wachsen!« Und ich stellte mir vor, dass es mir kaum gelingen würde, mich im Bett unter die Laken zu legen oder durch die Küchentür zu gehen, und wie es sich anfühlen würde, wenn die Vögel die Kirschen pickten und im Herbst die Blätter fielen! Wann hatte ich aufgehört, daran zu glauben? Und wann hatte mein Vater seine gute Laune verloren? Er liebte mich,

davon bin ich überzeugt, und trotzdem war er eines Tages weit fortgegangen, um seine unbändige Lebenslust zu befriedigen.

Als Ablenkung gab es immerhin die Schiffe. Die Fähren, die in den noch im Bau befindlichen Hafen ein- oder ausliefen. Die Ungetüme, die sich manchmal stundenlang vor den Sandbänken geduldeten und darauf warteten, dass ein Lotse mit einem Hubschrauber kommen und sie zum anderen Hafen im Osten geleiten würde. All die Frachter, Schüttguttransporter, Öltanker, Containerschiffe und Segelboote! Bei guter Sicht sah man die weißen Felsen auf der anderen Seite des Meeres, die Klippen, von denen man schon immer geträumt hatte. All die Schiffe in einer einzigen und andauernden Bewegung, und dann der merkwürdige Leuchtturm, der schief im Sand steckte.

In bestimmten Momenten gab ich mich einem unschuldigen Spiel hin. Ich schloss ein Auge, als ob ich durch ein Fernrohr blickte. Der Leuchtturm sah unscheinbar aus, und ich nahm ihn zwischen Daumen und Zeigefinger. Was für ein Gefühl von Macht! Oder ich hielt die Hand ganz flach, und die Schiffe strandeten auf meiner Handfläche. Sie erweckten nie den Eindruck, als führen sie schnell. Ich folgte ihrem Kurs. Manchmal umschloss ich sie fest mit der Faust. So behielt ich sie ein Weilchen bei mir und zögerte es immer hinaus, sie zurück aufs Meer zu entlassen.

Anatole spürte, dass ich mit den Gedanken woanders war. Er berührte meinen Arm und schaute mich an, als ob er sagen wollte: »Sieh an, du hast immer noch Träume!« Und dann nahm er seine frisch angemalten Vögel vom Rasen und beklagte sich über die Feuchtigkeit, die das vollständige Trocknen verhinderte. Ich fragte mich, warum er sie nicht besser geschützt aufgestellt hatte. Hoffte er, dass sie nun, da sie angemalt waren, davonfliegen würden?

An den Fingern hatte er schwarze und grüne Flecken. Er säuberte sie mit dem unteren Teil seiner bereits sehr schmutzigen Jacke. Jetzt war er trotz allem zufrieden mit sich.

»Was gut wäre vor dem Sterben, das wäre, glücklich zu sein – wenigstens ein bisschen. Oder was meinst du?«

3

Nach uns die Sintflut!

Was Loïk betrifft, so war er in einer stürmischen Nacht angekommen. Er war in der Sackgasse im Sand stecken geblieben. Sein Auto hatte erst gequalmt und dann gebrannt. Ohne auch nur im Geringsten beunruhigt zu wirken, hatte er den Flammen zugeschaut. Einige Sachen hatte er gerettet. Über der Schulter trug er einen Sack, wie Seeleute ihn für lange Fahrten besaßen. Anatole war gerade dort, und auch er beobachtete die Flammen, die das Kunstleder verschlangen und das Plexiglas zum Schmelzen brachten.

»Solltest dein Wrack nicht hier stehen lassen«, hatte Anatole gesagt.

»Warum sollte man sich die Mühe machen, es woanders hinzubringen?«, hatte der andere ihm entgegnet.

»Ist mir eigentlich sowieso egal.«

»Dann ist alles okay?«

»In den nicht ganz so miesen Behausungen auf jeden Fall.«

Es wurde dunkel. Aufmerksam geworden durch die goldene Farbe, die plötzlich den Himmel überzog, war ich herbeigeeilt. Der Wind blies ohne Unterlass und fachte das Feuer weiter an. Die Hitze war unerträglich, und bald zogen wir uns auf den Sandstreifen zurück.

Anatole war sehr großzügig, und ich dachte, das könnte ihm eines Tages noch zum Verhängnis werden. Jetzt ließ er sich vernehmen:

»Ich wette, mein Junge, dass du einen Platz zum Leben suchst?«

»Ich bin nicht dein Junge. Aber wenn ich meinen Hintern einen Moment irgendwo parken könnte, wär das schon gut, klar.«

Nach einigen Sekunden fügte er hinzu:

»Aber ich sag's euch gleich, mich gibt's nicht umsonst.«

»Na, wenn das so ist, werden wir nicht groß feiern. Das macht hundert Euro.«

»Na, das wird was sein für den Preis!«

»Warte, bis du den Palast siehst.«

Anatole warf mir einen Blick zu, als ob er mich um Rat fragen wollte, aber ich hatte nichts dazu zu sagen und würde höchstens reagieren, falls er glaubte, er könnte mich dazu bringen, meinen Wohnwagen mit dem Typen zu teilen. Doch auf die Idee kam er nicht. Da war noch die aufgebockte Frittenbude am Ende der Parzelle. Die lästige Erinnerung an eine seiner vielen Geschäftsideen. Ein großartiges, drei Jahre währendes Abenteuer, immer auf Achse, bis die Versicherung nach einem kleineren Brand ein Haar in der Suppe fand. Eine malvenfarbene Bude mit hübschen Zeichnungen von Pommes-frites-Tüten und Hamburgern in knallbunten Farben. Inzwischen nur noch ein leerer Rumpf, der trotz der Enge ausgebaut werden könnte. Anatole hatte die Fritteusen, die Barbecue- und Samuraisoßen verkauft und den größten Teil der Utensilien zum Wertstoffhof gebracht.

Anatole hätte sogar einem Pitbull vertraut. Später würde er mir sagen: »Das Leben hat mich gelehrt, dass es in einem einzigen Menschen nie alle Vorzüge und Fehler zugleich geben kann.« Das stimmte milde.

Loïk hatte ein ramponiertes Gesicht, auf natürliche Weise durch die Jahre gezeichnet, aber zweifellos auch durch eine

Stichwaffe, die ihm die Nase aufgeschlitzt hatte. Dennoch, an dem Tag, als wir ihn zum ersten Mal sahen, konnte man ihm weder Zorn noch Verbitterung oder Wahnsinn ansehen, jedenfalls kein Gefühl, das uns hätte schaden können.

Loïk kehrte von weither zurück und mit ihm seine Gutmütigkeit, von der er geglaubt hatte, sie würde niemals zutage treten. Das schien ihm wie ein kleines Wunder. Seit dem Tag nach dem Brand seines Wagens, der ihm in Wahrheit nicht gehörte, vertrat er die Meinung, er müsse absolut ehrlich mit uns sein. So gestand er uns völlig unerwartet und stürmisch, dass er einiges auf dem Kerbholz habe.

Vor nicht allzu langer Zeit hatte Loïk einen anderen Mann geliebt, wenn auch auf merkwürdige Weise, aber er wollte sich nicht weiter darüber auslassen. Loïk klebte Blut an den Händen, aber nicht viel. Er war ein *Beinahe-Schweinehund*, wie übrigens viele andere Menschen auch. Es gab schlimmere menschliche Wesen als Loïk, aber natürlich könnten ihn die Tatsachen immer und oft ungerechterweise zum Lügen verleiten. Heute fühlte Loïk sich glücklicher.

»Gut, ich habe getötet. Weniger aus Spaß als aus Schwäche. Auch, um die Langeweile zu vertreiben. Denn sonst wäre ich durchgedreht. Aber jetzt geht's besser, danke.«

Er sprach mit einer gewissen Begeisterung und verblüffender Offenheit.

»Die Leute gucken dich im Allgemeinen schief an, wenn du ihnen erzählst, dass du jemanden umgebracht hast, selbst wenn es ein Scheißkerl war, ein perverser Gefängnisaufseher, selbst wenn er es verdient hat, und nicht nur ein bisschen. Es gibt mit Sicherheit so einige, die auf der falschen Seite des Gitters stehen. Also sage ich nichts mehr.«